

Ken Scholes
Sündenfall

Ken Scholes

SÜNDENFALL

Roman

Aus dem Englischen
von Simone Heller

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Psalms of Isaak 01. Lamentation« bei Tor Books, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2010

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Ken Scholes
Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, LLC,
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30827 Garbsen, vermittelt.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by Blanvalet
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Illustration: © Isabelle Hirtz / HildenDesign, München

Redaktion: Michael Pfungstl

UH · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26672-2

www.blanvalet.de

Der Buchstabe J beschert euch dieses Buch:
Für Jen, Jay, John und Jerry.
Danke für eure Hilfe beim Wälzen des Steins.

Vorspiel

Windwir ist eine Stadt aus Papier und Talaren und Stein.

Unweit eines breiten, träge dahinfließenden Flusses kauert sie am Rande der Benannten Lande. Ihren Namen hat sie von einem Dichter, der zum Papst wurde – zum ersten Papst der Neuen Welt. Ein Dorf im Wald, das zum Mittelpunkt der Welt geworden war. Heimstatt des Androfranzinerordens und seiner Großen Bibliothek. Heimstatt vieler Wunder, sowohl wissenschaftlicher als auch magischer Natur.

Eines dieser Wunder hält hoch oben Wacht.

Es ist ein Vogel ganz aus Metall, ein goldener Funke vor der blauen Weite, der in der Nachmittagssonne aufblitzt. Der Vogel kreist und wartet ab.

Als unten das Lied beginnt, verfolgt der goldene Vogel, wie sich die Melodie entfaltet. Ein Schatten fällt auf die Stadt und die Luft wird träge. Winzige Gestalten halten in ihren Bewegungen inne und blicken auf. Ein Schwarm Vögel erhebt sich und stiebt auseinander. Der Himmel wird entzweigerissen und Feuer regnet herab, bis nichts mehr bleibt als vollkommene Finsternis. Finsternis und Hitze.

Die Hitze ergreift den Vogel und wirft ihn weiter in den Himmel hinein. Ein Zahnrad dreht durch; die Flügel des Vogels gleichen die Abweichung aus, doch eine heranwogende schwarze Wolke entreißt ihm im Vorbeiziehen ein Auge.

Die Stadt schreit, dann seufzt sie sieben Mal, und nach dem siebten Seufzer kehrt das Sonnenlicht für kurze Zeit auf das ver-

sengte Land zurück. Die Ebene ist jetzt schwarz, Türme, Mauern und Zinnen sind in sich zusammengestürzt und in Kratern versunken, wo das Aufstampfen der Verwüstung Keller zum Einsturz gebracht hat. Ein Wald aus Knochen, von der uralten Blutmagie unversehrt gelassen, steht auf der rauchenden, pocken-narbigen Ebene.

Erneut verschlingt die Finsternis das Licht, als eine Säule aus Rauch und Asche die Sonne verdunkelt. Schließlich flieht der goldene Vogel nach Südwesten.

Mit Leichtigkeit überholt er die anderen Vögel, die mit rauchenden Flügeln wild gegen die heißen Winde ankämpfen und Botschaften an ihren Beinen tragen, die mit weißem oder rotem oder schwarzem Garn befestigt sind.

Funkenstiebend und knatternd eilt der goldene Vogel tief über die Landschaft dahin und träumt von dem Käfig, der auf ihn wartet.

Kapitel 1

Rudolfo

Der Wind fegte über das Gräserne Meer, und Rudolfo jagte ihm lachend nach, während er tief in den Sattel geduckt seinen Zigeunerspähern ein Rennen lieferte. Die Nachmittagssonne glitzerte golden auf dem wogenden Gras, und die Hufe der Pferde hämmerten ihr Lied weit hinaus.

Rudolfo schwelgte in dem weiten gelben Ozean aus Gras, der die Neun Häuser der Neun Wälder voneinander und von den anderen Benannten Landen trennte – dies war seine Freiheit inmitten der Pflichterfüllung, ganz so, wie die Ozeane auch den zur See fahrenden Herren der Älteren Tage erschienen sein mussten. Er lächelte und trieb seinen Hengst an.

In Schimmerschein, seinem ersten Haus der Neun Wälder, hatte er eine wunderbare Zeit verbracht. Rudolfo war vor der Morgendämmerung angekommen. Unter einem violetten Baldachin, der für Gerechtigkeit stand, hatte er ein Frühstück aus Ziegenkäse, Vollkornbrot und gekühltem Birnenwein zu sich genommen. Während seines Mahles hatte er schweigend den Anklagen gelauscht, als der Verwalter von Schimmerschein die Verbrecher vorführte, die diesen Monat gestellt worden waren. Weil er so ausgesprochen gut gelaunt war, überantwortete Rudolfo zwei Diebe den Ladenbesitzern, die durch sie zu Schaden gekommen waren, damit sie ihnen ein Jahr lang dienen soll-

ten, wohingegen er den einzigen Mörder seinen Anatomen der Bußfertigen Folter im Foltertrakt überbringen ließ. Drei Anklagen wegen Prostitution ließ er fallen und warb anschließend zwei der Beschuldigten für seine eigene monatliche Runde an.

Bis zum Mittagessen hatte Rudolfo Aeteros Theorie von der Sühnenden Verführung entschieden widerlegt und feierte dieses Ergebnis mit Fasan in Rahmsauce, der auf Wildreis mit Waldpilzen gereicht wurde.

Dann war er mit vollem Bauch und einem Ruf auf den Lippen losgeritten, so dass seine Zigeunerspäher sich beeilen mussten, um mitzuhalten.

In der Tat – ein guter Tag.

»Was jetzt?«, fragte ihn der Hauptmann seiner Zigeunerspäher, der schreien musste, um die hämmernden Hufschläge zu übertönen.

Rudolfo grinste. »Was würdest du sagen, Gregoric?«

Gregoric erwiderte das Lächeln, was seine Narbe noch viel unbarmherziger wirken ließ. Der schwarze Schal, der seinen Rang kennzeichnete, wirbelte hinter ihm her, flatterte als langes Banner im Wind. »Wir haben uns um Schimmerschein, Rudenheim und Freundesend gekümmert. Ich denke, der nächstgelegene Ort ist Paramo.«

»Dann soll es Paramo sein.« Das war auch ganz passend, fand Rudolfo. Paramo konnte sich nicht mit den Wonnen von Schimmerschein messen, aber es hatte sich die malerische Atmosphäre eines Holzfällerdorfes bewahrt, und das seit mindestens tausend Jahren, was durchaus eine Leistung darstellte. Die Einwohner flößten ihre Stämme den Rajblut hinab, wie sie es schon seit den ersten Tagen getan hatten, und behielten nur das, was sie benötigten, um daraus Holzarbeiten anzufertigen, die zu den aufwendigsten in der ganzen Welt zählten. Das Bauholz für Rudolfos Güter kam von den Bäumen Paramos. Die Möbel, die dort hergestellt wurden, rollten in ganzen Wagenladungen aus dem Ort,

und die besten Stücke davon fanden ihren Weg in die Häuser von Königen, Priestern und Adligen in den gesamten Benannten Landen.

Heute Abend würde Rudolfo gebratenen Eber speisen, den Prahlereien und den Blähungen seiner besten Männer lauschen und mit einem Sattel unter dem Kopf auf dem Boden schlafen – ganz wie ein Zigeunerkönig. Und morgen würde er gekühlten Wein aus dem Nabel einer Tänzerin der Holzfällerlager schlürfen, hören, wie ihre Seufzer eins wurden mit dem Quaken der Frösche in den Untiefen des Flusses, und dann im weichsten aller Betten auf dem Sommerbalkon seiner Dritten Waldresidenz einschlafen.

Rudolfo lächelte.

Doch als er sich nach Süden wandte, erstarb sein Lächeln. Er zügelte sein Pferd und blinzelte ins Sonnenlicht. Die Zigeuner-späher taten es ihm gleich und beruhigten mit Pfiffen ihre Pferde, die langsamer wurden, anhielten und dann tänzelnd dastanden.

»Bei den Göttern«, sagte Gregoric. »Wodurch kann so etwas nur zustande kommen?«

Im Südwesten, hoch aufgebauscht über dem Waldsaum am Horizont, der die entfernteste Grenze seines Reiches markierte, reckte sich eine Säule aus schwarzem Rauch wie eine Faust in den Himmel.

Rudolfo starrte, und sein Magen verkrampfte sich. Allein die Größe der Rauchwolke schüchterte ihn ein; sie war unvorstellbar. Er blinzelte, und sein Verstand machte sich so weit von dem Anblick frei, dass er ein paar Berechnungen durchführen konnte, indem er rasch die Entfernung und die Richtung anhand des Sonnenstandes und der wenigen Sterne ermittelte, die hell genug waren, um auch bei Tag zu scheinen.

»Windwir«, sagte er, ohne dass es ihm bewusst wurde.

Gregoric nickte. »Jawohl, General. Aber was kann das sein?«

Rudolfo wandte sich von der Wolke ab, um seinen Befehlshaber zu mustern. Er kannte Gregoric schon seit Kindertagen und hatte ihn mit fünfzehn Jahren zum jüngsten Hauptmann der Zigeunerspäher gemacht, als er selbst erst zwölf gewesen war. Sie hatten viel zusammen erlebt, aber Rudolfo hatte Gregoric noch nie zuvor erbleichen sehen.

»Wir werden es allzu bald erfahren«, sagte Rudolfo. Dann stieß er einen Pfiff aus, um seine Männer zu sich zu rufen. »Ich will, dass Reiter zu allen Neun Häusern ausschwärmen, um die Streunende Armee zu versammeln. Zwischen uns und Windwir besteht Bundschaft; ihre Vögel werden schon unterwegs sein. Wir treffen uns in einem Tag in den Steppen des Westens; in drei Tagen werden wir Windwir zur Seite stehen.«

»Sollen wir die Späher magifizieren, General?«

Rudolfo strich sich über den Bart. »Ich glaube nicht.« Er überlegte einen Augenblick lang. »Aber wir sollten darauf vorbereitet sein«, fügte er hinzu.

Gregoric nickte und erteilte mit bellender Stimme die Befehle.

Während die neun Zigeunerspäher fortritten, ließ Rudolfo sich aus dem Sattel gleiten und betrachtete die schwarze Säule. Der Pfeiler aus Rauch, so breit wie eine Stadt, verlor sich im Himmel.

Rudolfo, der Herr der Neun Häuser der Neun Wälder, der General der Streunenden Armee, spürte, wie Neugier und Angst zitternd über seine Wirbelsäule tanzten.

»Was, wenn sie nicht da ist, wenn wir ankommen?«, fragte er sich laut.

Und er wusste – ohne es wirklich wissen zu wollen –, dass die Stadt nicht mehr da sein würde und dass sich aus diesem Grund die Welt verändert hatte.

Petronus

Petronus war mit dem Flickern des Netzes fertig und verstaute es im Bug seines Bootes. Es war ein weiterer ruhiger Tag auf dem Wasser gewesen – ein weiterer Tag, an dem kaum etwas Nennenswertes geschehen war, aber damit war er zufrieden.

Heute Abend würde er in der Schenke mit den anderen speisen, zu viel essen und zu viel trinken und schließlich auf die schlüpfrigen Reimlieder verfallen, für die er entlang der ganzen Küste von Caldusbucht bekannt war. Dafür berühmt zu sein machte Petronus überhaupt nichts aus. Außerhalb seines kleinen Dorfes hatten die meisten keine Vorstellung davon, dass gleich unter dieser Oberfläche weitaus größerer Ruhm verborgen war.

Petronus der Fischer hatte ein anderes Leben geführt, ehe er zu seinen Netzen und seinem Boot zurückgekehrt war. In der Zeit vor dem Tag, an dem er beschlossen hatte, dieses Leben zu beenden, hatte Petronus eine Lüge gelebt, die sich zeitweise aufrichtiger angefühlte als die Liebe eines Kindes. Dennoch war es eine Lüge gewesen, die an ihm genagt hatte, bis er ihr die Stirn geboten und sie vor dreiunddreißig Jahren zu Grabe getragen hatte.

Nächste Woche, wie ihm mit einem Lächeln klar wurde. Inzwischen konnte er Monate verbringen, ohne daran zu denken. In jüngeren Jahren war das anders gewesen. Aber jedes Jahr, etwa einen Monat vor dem Jahrestag seines ziemlich plötzlichen und einfallsreichen Abgangs, überfluteten ihn Erinnerungen an Windwir, an die Große Bibliothek der Stadt, an den in Talare gewandeten Orden, und er stellte fest, dass er sich in seine Vergangenheit verstrickt hatte wie eine Möwe in ein Netz.

Die Sonne tanzte auf dem Wasser, und er sah zu, wie die silbernen Wellen an den großen und kleinen Schiffsrümpfen auf-

blitzten. Über ihm erstreckte sich ein klarer, blauer Himmel, so weit er sehen konnte, und Meeresvögel schossen durch die Luft und kreischten laut und hungrig, während sie nach den kleinen Fischen tauchten, die es wagten, nahe der Oberfläche zu schwimmen.

Ein ungewöhnliches Tier – ein Eisvogel – erhaschte Petronus' Aufmerksamkeit, und sein Blick folgte ihm, als er eintauchte und sich wieder aus dem Wasser schlängelte. Petronus drehte sich mit ihm, beobachtete, wie er seine Flügel krümmte und durch die Luft glitt, von einem Höhenwind abgedrängt, den Petronus weder sehen noch spüren konnte.

Auch mich hat ein solcher Wind bedrängt, dachte er, und bei diesem Gedanken erschauerte der Vogel jäh in der Luft, als ihn der Wind überwältigte und mit sich riss.

Dann sah Petronus die Wolke, die sich am nordwestlichen Horizont auftürmte.

Er brauchte keine Berechnungen anzustellen, um die Entfernung abzuschätzen. Es verging nicht einmal ein Augenblick, bis er genau wusste, was es war und was es bedeutete.

Windwir.

Wie betäubt sank er auf die Knie, ohne den Blick auch nur für einen Moment von der Säule aus Rauch abzuwenden, die westwärts und nördlich von Caldusbucht aufstieg. Die Säule war so nahe, dass Petronus die kleinen, feurigen Flecken darin sehen konnte, während der Rauch sich wirbelnd einen Weg gen Himmel bahnte.

»Oh, meine Kinder«, flüsterte Petronus. Es war ein Zitat aus dem Ersten Evangelium des P'Andro Whym. »Was habt ihr getan, um den Zorn des Himmels zu verdienen?«

Jin Li Tam

Jin Li Tam verbiss sich ihr Lachen und ließ zu, dass der dicke Aufseher einen Versuch unternahm, sie durch Vernunft zu überzeugen.

»Es gehört sich nicht«, sagte Sethbert, »dass die Gefährtin eines Königs im Damensitz reitet.«

Sie machte sich nicht die Mühe, ihn an den feinen Unterschied zwischen einem Aufseher und einem König zu erinnern. Stattdessen hielt sie an ihrem Standpunkt fest. »Ich habe auch nicht vor, im Damensitz zu reiten, mein Herr.«

Jin Li Tam hatte den Großteil des Tages damit zugebracht, sich in eine Kutsche aus dem Gefolge des Aufsehers zu zwängen, und sie hatte es satt. Es stand ein ganzes Heer von Pferden bereit – und von Sätteln ebenso –, und sie wollte den Wind auf ihrem Gesicht spüren. Außerdem ließ sich vom Inneren der Kutsche aus nur wenig aufschnapen, und sie wusste, dass sich ihr Vater einen vollständigen Bericht wünschen würde.

Ein Hauptmann unterbrach sie. Er zog Sethbert zur Seite und flüsterte ihm etwas zu. Dies nahm Jin Li Tam zum Anlass, sich aus dem Staub und auf die Suche nach dem richtigen Pferd zu machen – sie wollte sich endlich ein besseres Bild davon machen, was hier vor sich ging.

Seit mehr als einer Woche hatte sie schon die Anzeichen beobachtet: Botenvögel, die kamen und gingen, vermummte Höflinge, die zu allen Nachtstunden von hier nach dort galoppierten. Lange Unterredungen unter alten Männern in Uniformen, bald gedämpfte und bald laute Stimmen, dann abermals Gemurmel. Die Armee hatte sich rasch zusammengefunden, Truppen aus jedem der Stadtstaaten, die unter einer gemeinsamen Flagge vereint wurden. Inzwischen erstreckte sich das Heer auf der Whymerischen Straße weit nach vorne und nach hinten, ergoss sich zu beiden Seiten bis über den Rand des schmalen Weges und

zertrampelte auf seinem Gewaltmarsch nach Norden die Felder und Wälder.

Den Grund dafür bekam sie nicht heraus, sosehr sie sich auch bemühte. Aber sie wusste, dass die Späher magifiziert waren, und nach den Gepflogenheiten der Bundschaft bedeutete das, dass Sethbert und die Entrolusischen Stadtstaaten in den Krieg zogen. Und ihr war ebenso bewusst, dass es im Norden kaum etwas gab, abgesehen von Windwir, dem großen Sitz des Androfranzinerordens, und Rudolfos Neun Häusern der Neun Wälder noch weiter im Norden und Osten. Aber diese beiden Nachbarn hielten Bundschaft mit den Entrolusiern, und ihr war nicht zu Ohren gekommen, dass sie sich in irgendwelchen Schwierigkeiten befänden, die ein Eingreifen der Entrolusier nötig machten.

Allerdings war Sethberts Verhalten in letzter Zeit alles in allem nicht immer von Vernunft gesteuert gewesen.

Obwohl sie bei dem Gedanken daran erschauerte, hatte sie sein Bett oft genug geteilt, um zu wissen, dass er im Schlaf sprach und keine Ruhe fand, dass es ihm nicht gelang, sich der Herausforderung zu stellen, die seine junge, rothaarige Gefährtin ihm bot. Er rauchte auch mehr von den getrockneten Kallabeeren, und im Beisein seiner Offiziere drosch er Phrasen oder gab sich Wutanfällen hin. Trotzdem folgten sie ihm, und dafür musste es irgendeinen Grund geben. Er verfügte nicht über den Charme oder das Charisma, um alleine eine ganze Armee zu bewegen. Um sie durch Schonungslosigkeit anzutreiben, war er zu faul, und zu freundlichem Ansporn war er nicht in der Lage.

»Was hast du nur vor?«, fragte sie sich laut.

»Meine Dame?« Ein junger Leutnant der Kavallerie auf einer weißen Stute ragte vor ihr auf. Er hatte ein weiteres Pferd hinter sich angebunden.

Sie lächelte, wobei sie darauf achtete, sich so zu ihm umzudrehen, dass er gerade weit genug in ihren Ausschnitt blicken

konnte, dass es sich für ihn lohnte, aber nicht so weit, dass es ungebührlich gewesen wäre. »Ja, Leutnant?«

»Aufseher Sethbert entbietet Euch seinen Gruß und ersucht Euch, sich zu ihm zu gesellen.« Der junge Mann zog das Pferd nach vorne und reichte ihr die Zügel.

Jin nahm sie entgegen und nickte. »Ich nehme an, Ihr werdet mit mir reiten?«

Der Leutnant nickte ebenfalls. »Ja, er hat mich darum gebeten.«

Nachdem sie in den Sattel gestiegen war, richtete sie ihren Rock und stemmte sich gegen die Steigbügel. Wenn sie sich ganz streckte, konnte sie gerade noch die Spitze und das Ende der langen Reihe von Soldaten ausmachen. Sie trieb ihr Pferd an. »Dann wollen wir den Aufseher nicht warten lassen.«

Sethbert erwartete sie an einer Stelle, an der die Straße über den Kamm einer Anhöhe führte. Sie sah, wie die Sklaven seinen dunkelroten Baldachin am höchsten Punkt der Straße aufbauten, und fragte sich, weshalb sie hier anhielten, mitten im Nirgendwo.

Als sie hinaufritt, winkte er ihr zu. Sein Gesicht war gerötet, er wirkte richtiggehend erregt. Seine Backen bebten, und Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. »Gleich ist es so weit«, sagte er. »Gleich.«

Jin blickte zum Himmel auf. Bis die Sonne unterging, würde es noch mindestens vier Stunden dauern. Sie schaute zu ihm zurück und ließ sich dann aus dem Sattel gleiten. »Was ist gleich so weit, mein Herr?«

Inzwischen wurden Stühle für sie aufgestellt, Wein eingeschenkt und Geschirr vorbereitet. »Oh, das wirst du schon sehen«, sagte Sethbert, während er sein fettes Hinterteil auf einen Stuhl bugsierte, der unter ihm ächzte.

Jin Li Tam setzte sich hin, nahm den Wein entgegen und nippte daran.

»Dies«, sagte Sethbert, »ist meine vortrefflichste Stunde.« Er sah sie an und zwinkerte. In seinen Augen stand der glasige, in die Ferne gerichtete Blick, den sie schon einige Male während ihrer intimeren Momente an ihm beobachtet hatte. Ein Blick, von dem sie wünschte, auch sie könne sich den Luxus leisten, ihn in solchen Augenblicken aufzusetzen und trotzdem noch die Spionin ihres Vaters zu bleiben.

»Was ...« Aber mitten im Satz hielt sie inne. Weit entfernt, jenseits der Wälder und hinter dem Glitzern des Dritten Flusses, der sich nordwärts schlängelte, blitzte ein Licht am Himmel auf, und ein kleiner Kranz aus Rauch begann sich am Horizont zu erheben. Dieser kleine Kranz dehnte sich stetig nach oben und außen aus, eine Säule aus tiefstem Schwarz vor dem blauen Himmel, die immer weiter wuchs.

Sethbert kicherte und beugte sich vor, um Jin ins Knie zu kneifen. »Oh. Es ist sogar noch besser, als ich gedacht habe.« Sie zwang sich dazu, ihre Augen lange genug von dem Anblick loszureißen, um sein breites Lächeln wahrzunehmen. »Sieh es dir an.«

Und inzwischen erklang ein Keuchen und Flüstern, das um sie herum immer lauter wurde. Arme wurden gehoben, Finger deuteten nach Norden. Jin Li Tam wandte sich abermals ab, um in die blassen Gesichter von Sethberts Generälen, Hauptleuten und Offizieren zu sehen, und sie wusste: Hätte sie bis ganz zum Ende dieser Karawane von Soldaten und Spähern blicken können, hätte sie dieselbe Angst und Ehrfurcht auf allen Gesichtern gesehen. Vielleicht, dachte sie, als sie ihren Blick wieder zurück auf die schreckliche Wolke richtete, die immer höher in den Himmel aufstieg, war in diesem Moment jedes Gesicht von dieser Angst und Ehrfurcht gezeichnet – jedes Gesicht im Umkreis endloser Wegstunden, das die Wolke erblicken konnte. Vielleicht war jedem bewusst, was sie bedeutete.

»Siehe«, sagte Sethbert mit leiser Stimme, »wie die Tyrannei

der Androfranziner zu Ende geht. Windwir ist gefallen.« Er kicherte. »Berichte das deinem Vater.«

Und als aus seinem Kichern Gelächter wurde, erkannte Jin Li Tam zum ersten Mal seinen Wahnsinn.

Neb

Neb stand aufrecht im Wagen und sah, wie sich Windwir vor ihm erstreckte. Sie hatten fünf Stunden gebraucht, um die niedrigen Hügel zu erklettern, die die große Stadt umsäumten, und nun, da er sie sehen konnte, wollte er alles in sich aufnehmen, es auf irgendeine Art in seinem Gedächtnis verewigen. Er verließ diese Stadt zum ersten Mal, und es würden Monate vergehen, ehe er sie wieder erblickte.

Sein Vater, Bruder Hebda, erhob sich ebenfalls und streckte sich in der Morgensonne. »Und du hast die Vorstellungs- und Empfehlungsschreiben des Bischofs dabei?«, fragte Bruder Hebda.

Neb achtete nicht darauf. Stattdessen konzentrierte er sich auf die riesige Stadt – auf die Kathedralen, die Türme, die Läden und Häuser, die sich eng aneinanderdrückten. Die Fahnen der Bundschaft wehten über der Stadt, zusammen mit den königsblauen Fahnen des Androfranzinerordens, und selbst von diesem Standpunkt aus konnte Neb die Gestalten in Talaren sehen, die geschäftig umhergingen.

Sein Vater sprach ihn noch einmal an, und Neb fuhr zusammen. »Bruder Hebda?«

»Ich habe nach den Vorstellungs- und Empfehlungsschreiben gefragt. Du hast sie am Morgen gelesen, ehe wir gegangen sind, und ich habe dir aufgetragen, dich zu vergewissern, dass du sie zurück in ihren Umschlag gesteckt hast.«

Neb versuchte, sich daran zu erinnern. Er entsann sich, sie auf dem Schreibtisch seines Vaters gesehen und gefragt zu haben, ob er sie anschauen dürfe. Er entsann sich, sie gelesen zu haben, fasziniert von den Schriftzeichen und der Handschrift. Aber er entsann sich nicht, sie zurückgelegt zu haben. »Ich glaube schon«, sagte er.

Sie kletterten nach hinten in den Wagen und durchsuchten jeden Beutel, jede Tasche und jeden Sack. Als sie sicher waren, dass sie den Umschlag nicht finden würden, seufzte sein Vater.

»Ich werde zurückgehen und ihn holen müssen«, sagte er.

Neb blickte zur Seite. »Ich werde Euch begleiten, Bruder Hebda.«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Nein. Warte hier auf mich.«

Neb spürte, wie heiß sein Gesicht brannte, fühlte einen Klumpen im Hals. Der rundliche Gelehrte streckte den Arm aus und drückte Nebs Schulter. »Zerbrich dir nicht den Kopf deswegen. Ich hätte es selbst überprüfen sollen.« Er blinzelte, als suche er nach den richtigen Worten. »Ich bin es ... nur nicht gewohnt, noch jemanden um mich zu haben.«

Neb nickte. »Kann ich etwas tun, während Ihr fort seid?«

Bruder Hebda lächelte. »Lies. Meditiere. Pass auf den Wagen auf. Ich werde bald zurück sein.«

Neb zeichnete whymerische Irrgärten auf den Boden und versuchte, sich auf seine Meditation zu konzentrieren. Aber alles hielt ihn davon ab. Anfangs die Geräusche der Vögel, der Wind, das Kauen des Pferdes. Der Geruch von Nadelbäumen, Staub und Pferdeschweiß. Und auch der seines eigenen Schweißes, der nun nach fünf langen Stunden im Schatten getrocknet war.

Er hatte jahrelang gewartet. Jährlich hatte er beim Rektor die Bewilligung beantragt, und jetzt, gerade noch ein Jahr bevor er zum Mann wurde und die Fähigkeit erlangte, sein Schicksal selbst und ohne die Genehmigung des Franziner Waisenhauses

zu bestimmen, war er endlich entlassen worden, um mit seinem Vater zu forschen. Alle Kinder der Androfranziner wurden im Franziner Waisenhaus großgezogen, um zumindest offiziell das Keuschheitsgelübde zu wahren. Keines kannte die Mutter, die sie geboren hatte, und nur wenige kannten ihre Väter.

Neb's Vater hatte ihn mindestens zweimal im Jahr besucht, hatte ihm Geschenke und Bücher von weit entfernten Orten gesandt, während er sich auf Ausgrabungen in den Mahlenden Ödlanden befunden und die Ära vor dem Zeitalter des Lachenden Wahnsinns erforscht hatte. Und einmal, vor langer Zeit, hatte er Neb sogar versprochen, dass er ihn eines Tages mitnehmen würde, so dass er mit eigenen Augen sehen könnte, worum es bei der Liebe von P'Andro Whym wirklich ging – einer Liebe, die so stark war, dass sie einen Mann dazu brachte, seinen eingeborenen Sohn zu opfern.

Endlich würde sein Vater dieses Versprechen einlösen.

Und gleich zu Beginn ihrer Reise in die Ödlande hatte Neb dem Mann, den er so gerne stolz machen wollte, die erste Enttäuschung bereitet.

Inzwischen waren fünf Stunden vergangen, und obwohl es unmöglich war, seinen Vater aus dieser Entfernung unter all den anderen Menschen zu erkennen, stand Neb immer wieder auf und blickte auf die Stadt hinab, beobachtete das Tor in der Nähe der Piere am Fluss.

Er hatte sich gerade erst wieder hingesezt, als die Härchen auf seinen Armen sich aufrichteten und die Welt einen Augenblick lang gänzlich still wurde, bis auf eine einsame, blecherne Stimme in weiter Ferne. Neb sprang auf die Beine. Dann hörte er ein heftiges Summen, und seine Haut kribbelte von einem plötzlichen Wind, der den Himmel zu verformen schien. Das Summen wurde zu einem Kreischen, und seine Augen wurden weit, als sie sich sowohl mit Licht als auch mit Finsternis füllten, und er

stand wie festgenagelt, die Arme weit ausgestreckt, zu seiner ganzen Größe aufgerichtet, den Mund weit offen.

Der Boden erbebt, und er sah die Stadt taumeln, während das Kreischen immer lauter wurde. Vögel stoben aus der Stadt empor, winzige braune, weiße und schwarze Flecken, die er in der Asche und dem Schutt, den der plötzliche heiße Wind aufwühlte, kaum erkennen konnte.

Türme fielen in sich zusammen und Dächer stürzten ein. Die Mauern zitterten und gaben nach, brachen auseinander, noch während sie nach innen kippten. Feuer flammten auf, ein Kaleidoskop in allen Regenbogenfarben, erst leckend, dann verschlingend. Neb sah, wie die winzigen Umriss in Talaren, die eilig umherhasteten, in Flammen aufgingen. Er sah, wie walzende, dunkle Schatten sich durch die wirbelnde Asche bewegten und alles verwüsteten, das es wagte, aufrecht zu stehen. Er sah, wie Matrosen von brennenden Vorschiffen sprangen, noch während die Boote ablegten, in der Hoffnung, die Strömung möge sie retten. Aber die Schiffe und Seemänner brannten gleichermaßen weiter, grün und weiß, während sie unter die Wasseroberfläche sanken. Das Geräusch von berstenden Steinen und kochendem Wasser wogte heran, der Geruch von erhitztem Gestein und verkohltem Fleisch. Und der Schmerz der Verheerung von Windwir fiel auch über seinen eigenen Körper her. Neb schrie, während er spürte, wie hier ein Herz platzte und dort ein Körper sich aufblähte und zerbarst.

Die Welt brüllte ihn an, Feuer und Blitze jagten über den Himmel, während Windwir schrie und brannte. Die ganze Zeit über hielt eine unsichtbare Macht Neb an Ort und Stelle, und er schrie mit seiner Stadt, die Augen weit geöffnet, den Mund aufgesperrt, die Lunge ein einziges wildes Anpumpen gegen die heiße Luft.

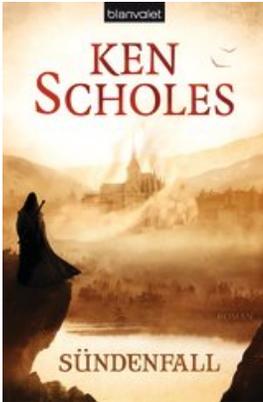
Ein einzelner Vogel flog aus der schwarzen Wolke heraus, sauste über Nebs Kopf hinweg und in den Wald hinter ihm. Für

den Bruchteil eines Augenblicks war er davon überzeugt, er wäre aus Gold gemacht.

Stunden später, als nichts mehr übrig war bis auf das wütende Feuer, fiel Neb auf die Knie und wimmerte. Die Säule aus Asche und Rauch verfinsterte die Sonne. Der Geruch des Todes verstopfte ihm die Nase. Er schluchzte, bis er keine Tränen mehr hatte, lag zitternd und von Krämpfen geschüttelt da, blinzelte unkontrolliert angesichts der Verwüstung unter ihm.

Schließlich setzte sich Neb auf und schloss die Augen. Murmelnd sprach er die Gebote aus dem Evangelium des P'Andro Whym, des Gründers der Androfranziner, und meditierte über die Torheit in seinem Herzen.

Die Torheit, die zum Tod seines Vaters geführt hatte.



Ken Scholes

Sündenfall

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26672-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2010

Als Rudolfo, der Herr der Neun Wälder, in der Ferne eine gewaltige Rauchsäule aufsteigen sieht, erkennt er, dass etwas Schreckliches geschehen ist – und dass die Zeiten des Friedens vorbei sind: Die Metropole Windwir, in der das gesamte Wissen einer längst vergessenen Vergangenheit bewahrt wurde, ist nur noch ein Haufen schwelender Trümmer. Dort angekommen, stoßen Rudolfo und seine Männer inmitten des Ruinenfeldes auf den geheimnisvollen Metallmann Isaak. Ist der gramerfüllte Isaak der einzige Überlebende der Katastrophe – oder hat er sie womöglich sogar ausgelöst?